Peter Stadler

Das Deutsche Reich im Urteil der Schweiz*

Die Schweiz und das Deutsche Reich – das ist die Geschichte einer bald engeren, bald loseren, doch – zumindest innerlich – nie völlig gelösten Verknüpfung. Sie drückt sich schon in der schweizerischen Redewendung von Deutschland als dem „großen Kanton“ aus – einem burschikosen und humorigen Ausdruck, in dem jedoch der Unterton von Beunruhigung mitschwingt. Es ist das Bewußtsein einer Nachbarschaft, die gegenwärtig völlig problemlos erscheint, es aber keineswegs immer war und es auch nicht immer und allezeit zu bleiben verheißt; zu unterschiedlich sind Gewichte und Potentiale. Denn die Eidgenossenschaft ist ja aus dem Reich herausgewachsen, hat sich die Unabhängigkeit erkämpft – in einer Verkettung von Kriegen im 14. und 15. Jahrhundert, die zunächst mehr der Abwehr von Versuchen zur Aufrichtung einer habsburgischen Landesherrschaft galten; erst mit dem Schwaben- oder Schweizerkrieg von 1499 wurde offenkundig, daß es um eine Emanzipation vom Reiche und der Reichsgewalt ging, die dann hundertfünfzig Jahre später, im Westfälischen Frieden von 1648, ihre international-völkerrechtliche Sanktion erfuhr. Das war aber nur noch die stille Endphase einer Ablösung. Mittlerweile hatte die Schweiz ihre Expansionsphase längst hinter sich; aus einem Faktor der Unruhe, wie noch um 1500, war sie zu einem solchen der Erstarrung und Stabilisierung geworden, indem sie kraft ihrer Zwischenlage einen abfedernden Puffer zwischen den kontinentalen Großmächten Frankreich und Habsburg-Österreich darstellte und somit das strategisch wichtige Alpen- und Voralpengebiet aus der direkten Konfrontation ausklammerte. Sie wurde dadurch ohne eigenes Zutun zu einem Element des europäischen Gleichgewichts, das nur einmal wirklich aus den Angeln gehoben wurde: in der Zeit der Französischen Revolution und Napoleons, da die Schweiz zuerst ganz unmittelbar, dann doch mittelbar dem Herrschaftsbereich Frankreichs einverleibt wurde. Soweit war es zuvor niemals gekommen. Auch in den Zeiten der bedrohlichen Machtzusammenballungen unter Karl V., Ferdinand II. und Ludwig XIV. war die Schweiz im wesentlichen unbehelligt

* Ich beschränke mich im folgenden auf die Belege von Zitaten. Die Literatur zum Thema ist sehr umfangreich; eine gute Bibliographie enthält die von mir mitverfaßte „Geschichte der Schweiz“ (Handbuch der europäischen Geschichte dtv/Klett-Cotta, München 1991). Vgl. auch *Peter Stadler*, Die Schweiz und die deutsche Reichsgründung, in: *GWU* 25 (1974) 209–227; *ders.*, in: *Eberhard Kolb* (Hrsg.), Europa vor dem Krieg von 1870 (München 1987) 113–118; *ders.*, Aspekte der Bismarckzeit im Spiegel der „Diplomatischen Dokumente der Schweiz“, in: *Zwischen Mächten, Mächtigen und Ideologien. Aufsätze zur europäischen Geschichte* (Zürich 1990) 227–284. DDS = Diplomatishe Dokumente der Schweiz 1848–1945, 15 Bde. (Bern 1990 ff.) (noch nicht ganz abgeschlossen).

geblieben. 1815 bedeutete somit sehr wörtlich eine Restauration als Wiederherstellung einer Balance, die für den Kleinstaat der europäischen Mitte eine Lebensnotwendigkeit war. Das hat auf seine Weise auch Metternich erkannt, als er im Sinne restaurativer Ideologie die zentrale Funktion des Alpenlandes – angesichts des bereits drohenden Niederganges seines Systems – 1826 in einer Instruktion an den österreichischen Gesandten in der Schweiz mißtrauisch diagnostizierte. „La Suisse, par sa position géographique“, lesen wir da, „est l’un des pays qui peuvent le plus pour le bien et le mal: placée entre les foyers révolutionnaires de France et d’Italie, elle a été, jusqu’ici, l’un des principaux conducteurs, le grand canal de communication entre ces deux pays, le véhicule de l’action révolutionnaire sur l’Allemagne et le nord; se ralliant à nous, elle couperait pour toujours une trainée de poudre qui ... peut faire éclater à tout instant, dans trois pays voisins, une explosion ...“¹. Man sieht: Metternichs Besorgnis setzt die Gleichgewichtsüberlegungen mit antirevolutionärer Spitze fort; die Schweiz muß oder sollte schon deshalb dem Einfluß Österreichs nicht entzogen bleiben, weil sie sonst zum geopolitischen Werkzeug der internationalen Umstürzbewegung werden könnte. Von daher begreift man, daß er nach 1830 ihre Liberalisierung mit einem Argwohn verfolgte, der sich schließlich zur Unterstützung des Sonderbundes steigerte. Nur der europäische Revolutionsausbruch von 1848 hat der Schweiz wohl ihre unge störte innere Konsolidierung auf der Basis des neuen Bundesstaates ermöglicht, der fortan – wenn auch mit gelegentlichen Verfassungsrevisionen – das bis heute gültige Grundgesetz abgab. Dem Jahr 1848 kommt aber in der Sicht unserer Fragestellung noch eine andere prinzipielle Bedeutung zu. Indem die Bundesverfassung in Art. 108 das Deutsche, Französische und Italienische als die „drei Hauptsprachen des Bundes“ festlegte, löste sie ein Problem, dem gerade damals – im Zeichen und Zeitalter des sich entfaltenden Nationalismus – eine zentrale Funktion zukam. Das verstand sich keineswegs von selbst. Die alte Eidgenossenschaft der XIII Orte hatte sich noch bewußt als deutschsprachige verstanden; französisch- und italienischsprachige Gebiete waren mit der Zeit hinzueroberet worden, ohne als gleichberechtigt anerkannt zu werden; erst die seit dem Untergang der alten Schweiz 1798 eintretende Entwicklung hatte da einen Wandel eingeleitet, der jetzt seine verfassungsrechtliche Sanktion fand. Obwohl die beiden nichtdeutschen Sprachen minoritär blieben, haben Romands und Tessiner nie den Charakter von Minoritäten angenommen. Nicht nur aus gesamtschweizerischer Verbindlichkeit. Es war vielmehr von großem Wert, daß die Schweiz an drei kulturellen Hochsprachen Europas partizipierte; das verleiht ihr den Charakter eines wirklichen europäischen Sonderfalls, weit mehr als die seit 1815 völkerrechtlich anerkannte Neutralität, die sie zwar bewahren konnte, die aber andere europäische Staaten – beispielsweise Belgien – nicht vor Vergewaltigung schützte. Zu den drei anerkannten Hauptsprachen ist dann 1938 noch die rätoromanische hinzugekommen, was die Mehrsprachigkeit der Schweiz zwar erweiterte, aber nicht grundsätzlich veränderte.

¹ Zit. bei *Werner Näf*, Die Schweiz im „System“ Metternichs, in: *Gesamtdeutsche Vergangenheit*. Festgabe für Heinrich Ritter von Srbik zum 60. Geburtstag (München 1938) 249. Instruktion für Baron Binder, 9. 6. 1826.

Die Schweiz hatte also – und das ist wichtig – ihren nationalen Integrationsprozeß auf ihre Weise vorwegvollzogen, als nach den Rückschlägen von 1849 die nationale Welle in den 1850er Jahren erneut in Bewegung kam und zwischen 1859 und 1871 zu den Einigungen Italiens und Deutschlands führte. Nun war sie nach 1870 von vier Großmächten umgeben; der Gürtel von kleineren und mittleren Staaten im Norden und Süden, der sie bis anhin neben Frankreich im Westen und Österreich im Osten umgeben hatte, fiel jetzt dahin.

In diesem Paradigmenwechsel – um im modernen Jargon zu sprechen – liegt ein entscheidender Akzent der Schwerpunktverlagerungen von 1870/71, ohne daß die europäische Pentarchie, die ja seit 1815 unbestritten bestand, wirklich beseitigt worden wäre. Nicht nur gab es eine neue Vormacht – das Deutsche Reich –, es gab nun im Umkreis der Schweiz keine Pufferzone mehr. Jacob Burckhardt, als Bürger der Grenzstadt Basel gegenüber solchen Veränderungen in besonderem Maße sensibilisiert, hat seinem Unbehagen bereits im Herbst 1866 Ausdruck verliehen; er konstatierte angesichts der bevorstehenden Neuordnung Deutschlands „das völlige Verzweifeln an allem Kleinen, welches um sich greift: wer nicht zu einem Dreißig-Millionen-Volk gehört, der schreit: Hilf Herr, wir versinken. Der Philister will mit Teufels Gewalt an einem großen Kessel essen, sonst schmeckt es ihm nicht mehr.“² Ein solches Zitat steht in einem bestimmten Kontext. Vielen Zeitgenossen erschien der Kleinstaat gerade damals als eine Art Schrumpfform und Relikt alter und idyllischer Zeiten, jedoch ohne Zukunft. Es sei hier nur an die Untersuchungen eines Heinrich von Treitschke über „Bundesstaat und Einheitsstaat“ oder über die „Republik der Vereinigten Niederlande“ erinnert: Hier wie dort findet sich allenfalls herablassendes Wohlwollen, aber auch Nicht-Wohlwollen gegenüber einer solchen irgendwie auf halbem Wege stehengebliebenen Existenzform des Staates.

Das heißt nun keineswegs, daß man in der Schweiz der Reichsgründung skeptisch oder gar ablehnend gegenübergestanden wäre. Die ‚Gebildeten‘ – und die sog. öffentliche Meinung eines Landes setzt sich ja überwiegend aus Menschen zusammen, welche die Fähigkeit und die Möglichkeit haben, ihre Meinung publik zu machen und damit zur veröffentlichten Meinung zu erheben – die Gebildeten also, haben wohl mehrheitlich diesen Einigungsprozeß als naturgegebene Fortsetzung des italienischen hingenommen bis begrüßt – umso mehr, als das bonapartistische Frankreich doch stets mit einigem Argwohn bedacht worden war, während das abgelegene Preußen bisher kaum Gelegenheit gefunden hatte, als Bedrohungsfaktor in Erscheinung zu treten. Conrad Ferdinand Meyer erinnert in einem Aufsatz über seinen Erstling „Huttners letzte Tage“ an den zeitgeschichtlich bedingten Aufschwung aus langer Stagnation („das glückliche Fortschreiten der italienischen Einigung“), an frühe Begegnungen mit Paul Pfizer und dessen Glauben an die deutsche Vormacht; dann fügt er hinzu: „Dieser wundersame Glaube an das Preußen zustehende Amt blieb für mich die langen Jahre hindurch ein nicht zu bezweifelnder Satz, den ich übrigens für mich behielt, bis ich, bei herannahender Entscheidung, in François Wille, meinem lieben Freunde und

² *Jacob Burckhardt, Briefe*, 4.Bd. (Basel 1960) 226 f. An Friedrich Salomon Vögelin, 17. 9. 1866.

Nachbarn in Meilen, einen feurigen Glaubensgenossen fand.“³ Nun kann man diese Stimmen, denen sich noch andere anfügen ließen, als der deutschen Schweiz zugehörig und insofern einseitig einstufen. Das ist nicht unrichtig, aber doch nur teilweise berechtigt. Der geistig wohl markanteste Vertreter der Romandie zu jener Zeit, allerdings erst viel später durch seine Tagebücher wirklich berühmt geworden, war der Genfer Henri-Frédéric Amiel (1821–1881). Der ausgebrochene Krieg bewog ihn zu einer intensiven, von Zuneigung und Sorge bestimmten Auseinandersetzung mit dem Frankreich seiner Gegenwart, dessen wesentlichen Charakterzug er durch eine gewisse Ahnungslosigkeit geprägt sieht, die sich durch die ganze Geschichte hindurch wiederhole. Wörtlich: „D'un bout à l'autre de l'histoire de France, on retrouve ces traits du caractère national: l'irréflexion et la gloriole.“ Dieses Übel sei im Mark, man finde es beim Gassenjungen ebenso wie beim Generalissimus. Demgegenüber sieht er das deutsche Wesen – vielleicht nun auch wieder nicht ohne eine gewisse idealisierende Typisierung – mehr durch Aufrichtigkeit und Nüchternheit bestimmt. „L'intimité (Innigkeit), la possession de soi-même, la dégustation de l'harmonie intérieure et de l'accord avec l'harmonie universelle, c'est la grande force de la grande faculté germanique.“⁴ Ganz vereinzelt steht eine derartige Abrechnung nicht da: Wenig später hat Ernest Renan angesichts der Niederlage seines Landes in seinem kleinen Buch „La Réforme intellectuelle et morale de la France“ von 1871 eine im Prinzip ähnliche Bilanz gezogen. Demgegenüber fiel international kaum ins Gewicht, wenn der katholische Föderalist und Historiker Philipp Anton von Segesser in seiner Schrift „Das Ende des Kaiserreiches“ auch die positiven Aspekte des nunmehr verschwundenen Second Empire in Erinnerung zu rufen unternahm: Modernisierung und fortschrittliche Sozialpolitik bei grundsätzlichem Festhalten an einer liberal verstandenen katholischen Christlichkeit – von der neuen Siegermacht versprach er sich demgegenüber wenig Gutes.

Rufen wir uns aber in Erinnerung, daß der Titel unserer Betrachtung lautet „Das Deutsche Reich im Urteil der Schweiz“ – woran sich denn gleich die Frage anschließt, ob es ein solches Urteil „der“ Schweiz überhaupt gebe? In gewissem Sinne ja, nämlich dann, wenn man sich auf amtliche Äußerungen zurückzieht. Eine solche gab es in Gestalt des – etwas spät abgesandten – Glückwunsches des schweizerischen Bundesrates vom 20. Februar 1871 an den neuen Kaiser durchaus, der zugleich die Anerkennung des Kaiserreiches beinhaltete. Die Schweizer Regierung verband mit bewundernden Worten aber auch „die fernere Hoffnung, daß es den übrigen Staaten und Völkern vergönnt sein werde, in der eben vollzogenen großartigen politischen Schöpfung stets einen starken Hort zu finden für Recht und Gerechtigkeit wie für den edlen Wettstreit in allen Bestrebungen echter Zivilisation und wahrer Humanität.“⁵ Man wählte in Bern die Worte mit Bedacht und nicht ohne Vorbehalte. Die „Neue Züricher Zeitung“ hatte übrigens schon zuvor in einem Leitartikel „Deutschland und die Schweiz“

³ Conrad Ferdinand Meyer, *Sämtliche Werke*. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Hans Zeller und Alfred Zäch, Bd. 8 (Bern 1970) 194f.

⁴ Zit. bei Ursula Schöni, Henri Frédéric Amiel. *Réflexions sur les Français et les Allemands à l'occasion de la guerre franco-allemande de 1870–71* (Berne 1972) 80–82.

⁵ Zitate bei Stadler, GWU 25 (1974) 221 (Anm. 27) – 223.

bemerkt, diese habe „in vielen Beziehungen deutsches Wesen, deutsches Recht, deutsche Gemeindeverfassung etc. sogar treuer bewahrt als manche beim Reiche gebliebenen Teile; sie empfängt nicht bloß viele hohe Gaben von dem stammverwandten und eng verbundenen Brudervolk, sondern sie gibt ihm auch mancherlei Wertvolles zurück...“. Interessant bleibt eine solche Bewertung auch deshalb, weil fast siebenzig Jahre später die Dichterin Ricarda Huch, im inneren Zwiespalt mit dem Dritten Reich ihrer Gegenwart ihre Jugenderinnerungen „Frühling in der Schweiz“ (1938) schrieb, voller Zürcher Studienreminiszenzen: Darin fand auch sie, die Schweiz sei ihr eigentlich als das ursprünglichere und echtere deutsche Reich vorgekommen, gerade weil es die republikanischen Formen bewahrt habe⁶.

Wir sind damit bereits über das Jahr 1871 hinausgestoßen, das allerdings eben doch die eigentlichen Grundlagen unseres Problems gelegt hat: Deutschland als Einheit und damit als Übermacht. Immerhin machte diese der Schweiz in den folgenden Jahrzehnten wenig zu schaffen, weniger als befürchtet. Es gab zwar Konflikte, die zu Befürchtungen Anlaß boten – Stichwörter: Tonhallekrawall von 1871 und Wohlgemut-handel von 1889 –, aber sie ließen sich begrenzen und taten wenig Schaden. Der Kulturkampf wiederum sah wenigstens für ein paar Jahre die Schweiz und das nationalliberal gefärbte neue Reich Seite an Seite – Bismarck selbst drückte das einmal in Worten an den schweizerischen Gesandten in Berlin so aus: „Wir kämpfen auf dem nämlichen Boden und um die nämlichen Ziele.“⁷ Das demokratische Öl, mit welchem das Bismarckreich gesalbt war – mitsamt Reichstagswahlen, Presse- und Meinungsfreiheit – erleichterte der Schweiz die Angewöhnung an das neue Machtgebilde, wenn auch die Repression der Sozialdemokratie nicht immer auf Verständnis stieß. Nach Erlass der Sozialistengesetze wurde die Schweiz – wie schon nach 1830 und 1848 – zum Exilland und zeitweilig sogar zum Sammelbecken unruhiger Elemente, bis ihr dann London diese Last abnahm. Die Erinnerungen von Eduard Bernstein halten interessante Details über diese Phase der Beziehungen und auch der Beziehungskrisen fest. Enger aber verwachsen die beiden Nachbarn durch Immigration und das Geflecht wirtschaftlicher Beziehungen. Eine große und mehrheitlich unpolitische deutsche Kolonie siedelte sich in der Schweiz an, sozial wesentlich disparater als die um die gleiche Zeit stark zunehmende Zahl von Italienern. Während diese zumeist den Unterschichten entstammten, ergab sich bei den Deutschen eine bemerkenswerte Diversifikation von unten über die Mitte bis ganz oben – von Arbeitern und Handwerkern über Angestellte, Akademiker bis zu Unternehmern und Großunternehmern. Die Universitäten der deutschen Schweiz wiesen einen großen Bestandteil an deut-

⁶ Ricarda Huch, *Frühling in der Schweiz* (Zürich 1938) 67f. Bezeichnend für ihr kulturpolitisches Deutschlandverhältnis ihr Briefwechsel mit dem Präsidenten der Preussischen Akademie der Künste anlässlich ihres Austritts aus diesem Gremium im Frühjahr 1933: Hildegard Brenner, *Ende einer bürgerlichen Kunst-Institution. Die politische Formierung der Preussischen Akademie der Künste ab 1933* (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Nr.24, Stuttgart 1972) 63–66.

⁷ Peter Stadler, *Bismarck und der Ausbruch des Kulturkampfes in der Schweiz*, in: *Innen- und Außenpolitik. Primat oder Interdependenz?* Festschrift zum 60. Geburtstag von Walther Hofer (Bern 1980) 511ff. Zum weiteren Zusammenhang: Peter Stadler, *Der Kulturkampf in der Schweiz* (Frauenfeld, Stuttgart 1984). Auch DDS 3, 7–9.

schen Lehrkräften auf; gewisse Lehrstühle z.B. der medizinischen Fakultäten waren beinahe traditionell von Deutschen besetzt. Aber selbst eine welsche Universität wie Lausanne war relativ stark mit Deutschen versehen, weil sie häufig auch von deutschen Studierenden besucht wurde; man war so im französischen Sprachgebiet, ohne in Frankreich sein zu müssen. Obwohl viele Professoren ihre Stellungen in der Schweiz als Sprungbrett betrachteten, gab es im ganzen doch eine Kontinuität, die sich fast bis zum Zweiten Weltkrieg erhielt. Von den Jüngeren, die in der Schweiz studierten oder das Gymnasium besuchten und sich teilweise darüber in Erinnerungen äußerten, ist Albert Einstein in die große Wissenschafts- und Gerhart Hauptmann in die große Literaturgeschichte eingegangen; aber selbst etwas verblaßte Namen wie Carl Hauptmann oder Frank Wedekind leben in der Dichtung noch fort. Die Pionierrolle Zürichs im Frauenstudium zog neben vielen Russinnen auch Deutsche oder doch deutschsprachige – neben der bereits genannten Huch auch Rosa Luxemburg – an. Zu allem hinzu kam ein starker Stamm von Rentnern im alten Sinne (also Angehörige der vermögenden Schichten); denn Zürich war eine der südlichsten Städte im deutschen Sprachbereich und von hoher Wohn- und Kulturqualität. Theater, Konzerte etc. richteten sich ganz nach dem deutschen Geschmack aus. Prominente Direktoren waren Deutsche. Relativ stark war der deutsche Einfluß auch im Medienbereich, vor allem in Zeitungsredaktionen. Einzelne Zeitungen wie z.B. der „Tages Anzeiger“ waren fest in deutscher Hand; ein Schriftsteller wie Hermann Stegmann schrieb dann 1914–18 im Berner „Bund“ vielbeachtete Kriegsberichte ganz im deutschen Sinne, aus denen seine vierbändige „Geschichte des Krieges“ erwuchs. Potentiell fast bedeutsamer wurde die sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verstärkende Gruppe von Spitzenkaufleuten und Unternehmern, von denen es einigen gelang, in an sich nicht deutschen Unternehmungen Spitzenpositionen für sich oder ihre Söhne zu gewinnen, ja zu eigentlichen Innovatoren zu werden, etwa in Firmen wie Bally, Nestlé oder Boveri oder in der Zwischenkriegszeit auch der Waffenfabrikant und Kunstmäzen Bührle in der Maschinenfabrik Oerlikon. Die Industrialisierung der Schweiz, besonders auch ihre Weiterentwicklung im Zuge der sog. zweiten industriellen Revolution (Chemie, Elektrizität – Stichwort: Rathenau, Lebensmittel) hat durch solche Persönlichkeiten und ihr ‚know how‘ eine wesentliche Förderung erfahren. Über solche Zusammenhänge handelt Klaus Urner in seinem wirklich fundamentalen Werk „Die Deutschen in der Schweiz. Von den Anfängen der Koloniebildung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges“ (Frauenfeld-Stuttgart 1976). Die große Masse der eingewanderten Deutschen bestand jedoch aus Arbeitern und Handwerkern, ihre Kontakte zu den Landsleuten der Oberschicht waren im ganzen gering. Sie haben überdies durch Konkurrenzierung schweizerischer Arbeitskräfte (bei Streikaktionen auch als importierte Streikbrecher) dazu beigetragen, daß Spannungen zur Bevölkerung des Gastlandes erhalten blieben – sie bildeten übrigens auch einen Anlaß zum Ausbruch des erwähnten Tonhallekrawalls. Bis 1914, als wegen des Krieges dann eine Mobilisierungs- und Rückwanderungswelle einsetzte, blieb der Konzentrationsgrad in gewissen Städten groß und in der schweizerischen Öffentlichkeit dementsprechend eine gewisse latente Überfremdungsangst vorhanden – ähnliche Reaktionen haben sich erst wieder um und nach 1970 (aber dann nicht mehr wegen Deutschen) ergeben.

Angeichts solcher Häufungen war eine gewisse Politisierung unter den Deutschen nicht auszuschließen. Am besten organisiert war und blieb auch nach dem Fall der Sozialistengesetze die Linke. Personelle Kontakte waren intensiv und reichten von Engels, dem jungen Münzenberg und der Klara Zetkin bis zum ‚grand old man‘ August Bebel, der 1913 während eines Erholungsaufenthaltes im Bündner Bad Passugg starb, in Zürich unter gewaltigem Zulauf beigesetzt wurde und hier auch seine Grabstätte fand – ein sichtbares Zeichen der Internationalität der von ihm repräsentierten Bewegung. Weniger bekannt ist die Tatsache, daß Zürich auch zur Gründungsstätte des Alldeutschen Verbandes wurde; einige hier niedergelassene Deutsche nahmen den (ihres Erachtens schmachvollen) Helgoland-Vertrag als Anlaß zu einem Aufruf „Deutschland wach’ auf!“, der von Hugenberg übernommen wurde. Auf weitere Einzelheiten, die gleichfalls bei Urner (S. 533 ff.) nachzulesen sind, kann hier nicht eingegangen werden.

Die große Politik, auf die wir hier wieder einschwenken, verlief im Blick auf unser Thema ohne große Aufregungen. Wenn Jacob Burckhardt bereits Ende 1870 einen deutsch-russischen und dann weitere Kriege voraussah, erwahrte sich sein Pessimismus fürs nächste nicht. Ja, später nötigte ihm Bismarcks außenpolitische Meisterschaft einigen fast widerwilligen Respekt ab. Europäische Kriege gab es, von der Unruhezone des Balkans abgesehen, bis zum Sommer 1914 keine mehr. Die Ära des Imperialismus wirkte sich auf die Mitte des Kontinents eher beruhigend aus; die Expansionskräfte der Großmächte verlagerten sich um die Jahrhundertwende und später in Weltgegenden, wo sie der Schweiz keinen Schaden taten. Wenn sich das Land trotzdem gelegentlich bedroht fühlte, dann eher durch den italienischen Irredentismus, kaum je von Deutschland. Einem im Januar 1887 mit Moltke geführten Gespräch durfte der schweizerische Gesandte in Berlin entnehmen, daß die Hauptsorge des deutschen Heerführers dahin ging, Frankreich könnte eine allfällige Schwäche der Schweiz zum Anlaß einer Umgehungsoperation durch ihr Gebiet nehmen – daher seine Aufforderung: „Rüsten Sie sich nur!“ Er setze alles Vertrauen in die Schweiz und ihr Heer; weniger zweifellos erscheine ihm dagegen die eventuelle Haltung Belgiens. Immerhin halte er einen französischen Durchmarsch durch Belgien eher für unwahrscheinlich und sah vielmehr Elsaß-Lothringen mit Metz und Straßburg als Hauptangriffsobjekte des Feindes voraus⁸. Tatsächlich hat die Schweiz im Rahmen ihrer Möglichkeiten fast alles getan, um sich militärisch auf der Höhe zu halten; vor allem nützte sie ihre Wehrkraft so aus, daß das Heer trotz der demographischen Schwäche von kaum mehr als drei Millionen Einwohnern numerisch stärker war als das belgische. Als Kaiser Wilhelm II. im September 1912 seinen vielumjubelten Besuch in die Schweiz unternahm und dabei auch die Manöver visitierte, ging es freilich – entgegen populären Meinungen – nicht darum, ob das Land im Kriegsfall zu verschonen sei oder nicht; damals stand der unselige Schlieffenplan mit seinem Offensivzwang gegen Belgien und zur Kanalküste schon seit Jahren fest.

Man nahm im Sommer 1914 diesen Neutralitätsbruch in der Schweiz wohl etwas

⁸ Bericht des Gesandten A. Roth an den Bundespräsidenten vom 6. 1. 1887 über ein Gespräch mit Moltke: DDS 3, 670 f.

zu leicht hin. Deutschland zu kritisieren, hatte man sich – abgesehen allenfalls von sozialdemokratischen Blättern – schon seit längerem abgewöhnt. Es fiel fast aus dem Rahmen, als der Dichter und Feuilletonredaktor des „Bund“, Joseph Viktor Widmann, durch eine kritische Zeitungsglosse über eine der rhetorischen Entgleisungen Kaiser Wilhelms II. anstieß. Prompt wurde dies Widmanns Freund Johannes Brahms hinterbracht; der sehr deutschtümelnde Komponist brach mit ihm und stellte seine musikalisch so fruchtbaren Ferienreisen nach Thun ein⁹. Aber das war ein Ausnahmefall; der Respekt vor dem Monarchen herrschte vor. Was die Sympathien der deutschen Schweiz bei Kriegsausbruch 1914 fast uneingeschränkt Deutschland zulenkte, war die deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft, die nun auch die Katholiken in Bann zog – anders als 1866 und noch 1870. Die kaum gehemmte Deutschfreundlichkeit der deutschen Schweiz wurde auch von der Generalität ungefiltert übernommen, ja verschärft, ausgeprägter und aggressiver als die Frankreichfreundlichkeit in der Romanie. Da war es das entscheidende Verdienst des Dichters Carl Spitteler, in seiner schon am 14. Dezember 1914 vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft in Zürich gehaltenen Rede, dazu ein markantes Zeichen der Selbstkontrolle gesetzt zu haben. Es stehen da Worte des Mitgefühls für Belgien und überhaupt für die kleineren Staaten, es findet eine Entidealisierung des Krieges statt, der auf den nackten Eroberungstrieb zurückgeführt wird. Im Zentrum aber findet sich die Mahnung, mit den unreflektierten Sympathien für die eine oder andere Seite aufzuhören: „Wollen wir oder wollen wir nicht ein schweizerischer Staat bleiben, der dem Ausland gegenüber eine politische Einheit darstellt? Wenn Nein, wenn jeder sich dahin mag treiben lassen, wohin ihn seine Privatneigung schiebt und wohin er von außen gezogen wird, dann habe ich Ihnen nichts zu sagen. Dann lasse man's meinetwegen laufen, wie es geht und schlottert und lottert. Wenn aber ja, dann müssen wir innerwerden, daß die Landesgrenzen auch für die politischen Gefühle Marklinien bedeuten.“¹⁰ Die Wirkung der Rede war groß. Negativ in Deutschland, wo der Dichter mit einem Schlag viele Sympathien einbüßte. Ähnliche Reaktionen in der germanophilen Deutschschweiz. Nur ein allerdings extremes Beispiel: Der in Basel lehrende Historiker Hermann Bächtold, Schüler Georg von Belows, schrieb seine Broschüre „Die nationalpolitische Krisis der Schweiz und unser Verhältnis zu Deutschland“ (Basel 1916) im Tone leidenschaftlichen Eintretens für den nördlichen Nachbarn – diese Studie liest sich streckenweise wie ein Anti-Spitteler; der Geschichtsprofessor wirft dem Dichter kurzerhand Dilettantismus und mangelnde Sachkenntnis vor, mit einer Überheblichkeit, die sich heute von selbst erledigt. Derlei Differenzen kulminierten in den Jahren 1916/17 in der Obersten- und der

⁹ Vgl. *Werner G. Zimmermann*, Brahms in der Schweiz. Eine Dokumentation (Zürich 1983) 97 ff.

¹⁰ *Carl Spitteler*, Unser Schweizer Standpunkt (Zürich 1915) 17. Neudruck der Rede in: *Gesammelte Werke*, Bd. 8 (Zürich 1947) 579 ff. Eine gewisse Distanz zum neuen Reich hatte Spitteler schon 1887 in einem damals kaum beachteten Aufsatz „Der Einfluß der deutschen Einheit auf die Poesie“ markiert, indem er etwa die spöttische Frage aufwarf: „Nach den glorreichen Schlachten des letzten deutsch-französischen Krieges hätten, der Theorie gemäß, die Homere wie Pilze aus dem Boden schießen müssen. Wo sind sie?“ *Werke*, Bd. 7 (Zürich 1947) 518 ff. Spitteler war internationaler geprägt als die meisten Deutschschweizer; die Hauslehrerjahre in Rußland hatten in seinem Habitus unverkennbare Spuren hinterlassen.

Hofmann-Grimmaffäre, die mit dem Rücktritt des deutschfreundlichen Bundesrates und Außenministers Arthur Hofmann endete, der einen Sonderfrieden zwischen Deutschland und Rußland einzufädeln hoffte (nachdem er zuvor bereits den Kriegseintritt der USA unter der Hand hatte verhindern wollen)¹¹. Seitdem war die Prädominanz der Germanophilen gebrochen; das Kriegsende mit dem Generalstreik und der internationalen Revolutionsgefahr setzte ohnehin andere Prioritäten. Der Zusammenbruch der Zentralmächte frustrierte viele ihrer Anhänger auch in der Schweiz; doch erweckte der Ende 1918 drohende Anschluß Österreichs an das Reich dann doch Bedenken, wie aus einer Anweisung des schweizerischen Außenministeriums (genau: der Direktion des Politischen Departements für Auswärtige Angelegenheiten) an die Gesandtschaften in Washington und London vom 17. März 1919 hervorgeht. Wir lesen da: „Die Nichtvereinigung der beiden genannten Staaten ist für unser Land von größter Wichtigkeit, denn eine vom Umbrail bis Basel reichende deutsche Grenze würde für die Schweiz wirtschaftlich und politisch schwerwiegende Folgen haben.“¹² Der Wunsch, das kleine Rest-Österreich nicht zusätzlich zu schwächen, war denn auch mitbestimmend bei der Zurückhaltung, mit welcher Bern damals den Anschlußwünschen des Voralberg begegnete. Der 1920 ausgetragene Kampf um den Beitritt zum Völkerbund, welcher in der Schweiz durch Volksabstimmung entschieden werden mußte, sammelte nochmals alle Deutschfreunde zur Abwehr – übrigens in merkwürdiger Allianz mit den Sozialisten, welche von dem Bund der kapitalistischen Siegermächte nichts wissen wollten. Erzielte das Nein auch keinen Durchbruch, so zeitigte die Debatte doch Folgen in der Gründung des sehr deutschfreundlichen „Volksbundes für die Unabhängigkeit der Schweiz“, dem eine Reihe von rechtsgerichteten Intellektuellen und Unternehmern angehörten. Unter dessen Aegide begannen damals die „Schweizer Monatshefte für Politik und Kultur“ zu erscheinen, die entsprechend ausgerichtet waren und heute immer noch als „Schweizer Monatshefte“ herauskommen, allerdings liberalisiert und von jener Bindung an Deutschland längst emanzipiert.

Die 1920er Jahre brachten eine Beruhigung und Entpolitisierung im Verhältnis zu Deutschland vor allem als die Weimarer Republik sich stabilisierte und mit dem Locarnopakkt in die Bahnen des Völkerbundes einschwenkte – desto brücker dann die Überraschung des Jahres 1933 mit dem jähen Absturz in die NS-Diktatur, der trotz aller Rechtstendenzen nach 1930 so nicht erwartet worden war. Das erschien umso bedrohlicher, als zeitweise virulente Rechtsgruppierungen in der Schweiz selbst die Umwälzung positiv bewerteten¹³. So geriet mit zunehmender Expansion der faschistischen Mächte und angesichts der wiedererstandenen Allianz von Berlin und Rom die Schweiz durchaus nolens und nicht volens in eine Abwehrgemeinschaft mit den zögernd nachrüstenden demokratischen Mächten – bei allem Willen zum Festhalten an

¹¹ Dazu eingehend mit den Aktenverweisen *Edgar Bonjour*, Geschichte der schweizerischen Neutralität, Bd. 2 (Basel ²1965) insbes. 604 ff.

¹² DDS 7/1, 514 f.

¹³ Dazu neuerdings (mit gesamtschweizerischem Quellenmaterial) *Konrad Zollinger*, Frischer Wind oder faschistische Reaktion? Die Stellungnahme der Schweizer Presse zum Frontismus 1933 (Zürich 1991).

überkommener Neutralität. Die mannigfach abgestufte Besorgnis verstärkte sich unversehens beim Anschluß Österreichs, dem man nun – anders als 1919 – keinerlei offizielle Bedenken mehr entgegensetzen konnte. Ein eindrückliches Zeugnis damaliger Stimmungslage stellt der Briefwechsel zwischen dem Wiener Historiker Heinrich Ritter von Srbik und seinem Berner Kollegen Werner Näf dar. Dem ob der endlich gelungenen Schaffung Großdeutschlands aufjubelnden Österreicher kontert der Schweizer (obwohl als Schüler von Erich Marcks Deutschland gegenüber durchaus offen) mit betonter Zurückhaltung: „Verehrter Freund, ... wir können freilich mit Ihrer Freude nicht Schritt halten. Glauben Sie nicht, daß ein Verständnis fehle. Es wird ja schon durch die Kenntnis der zugrundeliegenden historischen Probleme vermittelt. Ich habe auch nachhaltig genug unter dem Eindruck des Kriegsabschlusses von 1919 gestanden, um die materielle und geistige Not Ihres Vaterlandes mitfühlen zu können. Jetzt ist Ihnen und vielen, deren patriotische Gesinnung wir nur respektieren können, ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen. Aber wird das Resultat des großdeutschen Staates nicht mit teuersten menschlichen und menschheitlichen Werten erkaufte? ... Was hülfe der deutschen Nation das größere Deutschland, wenn es geistig ein ärmeres, engeres, ja ein schwächeres Deutschland wäre, einseitig in einem offiziellen Dogma abweichende Meinungen nicht ertragend?“¹⁴ Mit dieser Frage endete der Briefwechsel fürs nächste; die Fortsetzung übernahm die Zeitgeschichte, welche die Berechtigung der Näfschen Befürchtungen bald genug bestätigte, freilich zuvor noch dem Enthusiasmus Srbiks Recht zu geben schien. Deutschlands Siege stürzten die Schweiz in eine eigentliche Identitätskrise, die ihren Tiefpunkt wohl im Sommer 1940 fand, als man sich, wenn nicht mit einem deutschen Endsieg, so doch mit einer Vorherrschaft im mittel- und westeuropäischen Raum vertraut machen mußte. Der Verfasser, damals Gymnasiast, entsinnt sich noch gut der deprimierten Stimmung jener Zeit bei allen Nicht-Deutschfreunden. So fand sich der Schweizer Gesandte in Berlin, Hans Froelicher, der seit Amtsantritt 1938 auf die Karte der siegenden Sache gesetzt hatte, in seinen Erwartungen bestätigt. Er war nun, wie seinem Bericht vom 11. Juni 1940 zu entnehmen ist, überzeugt, „daß Deutschland für lange die entscheidende Kontinentalmacht sein wird und Italien die Mittelmeermacht“, empfahl entsprechende Kursanpassungen wie z.B. den sofortigen Austritt aus dem Völkerbund, dazu immer wieder und mit steigendem Nachdruck Maßnahmen gegen die nicht genügend gleichgeschaltete Schweizer Presse¹⁵. Er spielte sich dann unerbeten als Ratgeber auf, was allerdings von Bern nicht ganz honoriert wurde. Doch kam man den deutschen Kredit- und Transitbegehren weit entgegen, ließ auch verbotene rechtsextremistische Gruppierungen wieder zu; vor allem betrieb man eine sehr restriktive Flüchtlingspolitik insbesondere gegen Juden, was in jüngster Zeit den Behörden immer wieder vorgerechnet wurde und mit zu einer Art von innerem Wiedergutmachtungszwang in Form einer fast unbegrenzten Öffnung gegenüber Drittwelt- und Balkanimmigranten geführt hat. 1942 war die Einschnürung perfekt; das sicherheitspolitische Trauma

¹⁴ *Heinrich Ritter von Srbik*, Die wissenschaftliche Korrespondenz des Historikers 1912–1945, hrsg. v. *Jürgen Kämmerer* (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 55, Boppard a.Rh. 1988) 488. W. Näf an Srbik, 23. 4. 1938.

¹⁵ DDS 13, 721 f.

wurde erst nach der doppelten Wende von Stalingrad und Nordafrika allmählich überwunden. Dann allerdings kam der Zerfall der deutschen Vormacht rasch voran; das Friedensjahr 1945 wurde auch für die unbesetzt gebliebene Schweiz zum großen Befreiungsjahr.

Zurück blieb aber nach allem, was man jetzt von den Konzentrations- und Vernichtungslagern erfuhr, ein Schock. Wie war das in einem stamm- und kulturverwandten Volk überhaupt möglich gewesen? Der jüngere Max Frisch sprach damals wohl stellvertretend für viele, wenn er es „erschreckend“ fand, wie viele Deutsche sich jetzt – nach 1945 – fast stereotyp auf ihre bessere Vergangenheit beriefen: „Sie erwähnen, wenn von der deutschen Frage gesprochen wird, immer wieder Goethe, Hölderlin, Beethoven, Mozart und all die anderen, die Deutschland hervorgebracht hat, und es geschieht fast immer im gleichen Sinn: Genie als Alibi. Im Grunde ist es die harmlos-gräßliche Vorstellung, ein Volk habe Kultur, wenn es Symphonien habe...“. So in seiner Studie „Kultur als Alibi“¹⁶.

Wir stehen damit am Ende unserer Betrachtung. Deutschland, anders als 1918 nun auch räumlich entscheidend beschränkt, okkupiert und geteilt, bot fortan keinen Anlaß mehr zur Bedrohung – es war als Bundesrepublik auf die Dimensionen eines starken und hochindustrialisierten Mittelstaates reduziert, einbezogen in die westliche Abwehrfront gegen den sowjetischen Totalitarismus, wie informell – bei aller Neutralität – die Schweiz eben auch.

Daß dann 1989/90 die Wiedervereinigung in der Schweiz neben der Freude über den Fall des ungeliebten, spionagesüchtigen DDR-Regimes auch gewisse Besorgnisse erweckte, läßt sich wohl nicht ganz bestreiten; ob dergleichen Empfindungen beim jüngsten Schweizer Nein zum Europäischen Wirtschaftsraum wirklich mitgespielt haben, ist im nachhinein schwer zu sagen; wahrscheinlich erscheint es in Anbetracht des vorangegangenen Neins zum UNO-Beitritt kaum. Die gleichsam normalen Größenverhältnisse der Nachbarschaft sind eben wiederhergestellt, mit denen der Kleinstaat sich abfinden muß. Bleibt zu hoffen, daß sie niemals wieder Anlaß zu konkreten Ängsten bieten mögen.

¹⁶ *Max Frisch, Gesammelte Werke* (Edition Suhrkamp), Bd. II/1 (Frankfurt/Main 1976) 341.